

»Die zentrale Frage ist doch: Was wollen wir denn eigentlich für eine Gesellschaft haben?«

EIN GESPRÄCH MIT WERNER SCHIFFAUER*

Warum sind Sie dem Begriff »Integration« gegenüber skeptisch eingestellt?

Schiffauer: Zunächst ist der Begriff »Integration« an sich problematisch. Man wird die Assoziation nicht los, dass sich hier bestimmte, als schwierig und anders definierte Gruppen in die Gesellschaft einfügen sollen. Viele Zugewanderte können deshalb den Begriff nicht mehr hören. Eine so verstandene Integration bedeutet, dass Chancen, die in einer Begegnung auf Augenhöhe bestehen, von vornherein verpasst werden. Der bessere Begriff ist der der »Inklusion«: Am Thema Behinderung wird dies beispielsweise sehr deutlich, wenn etwa die Frage gestellt wird, ob das Problem wirklich die Behinderten selbst sind oder nicht doch die Gesellschaft, die jemanden aufgrund des Vorhandenseins von Barrieren, Zugangsmechanismen und Ausgrenzungsmechanismen zum Behinderten macht.

Der Fokus auf »Integration« schafft schnell eine gewisse Blindheit gegenüber derartigen selbst geschaffenen Barrieren. Insofern ist es ein erster wichtiger Schritt, die Fokussierung auf spezifische Gruppen, die man dann besonders benennt, aufzugeben. Also: Weg mit der Einschränkung des Diskurses auf die Behinderten! Auf die Personen mit anderen Hautfarben! Auf die Geflüchteten oder Menschen mit Migrationshintergrund! Hin zu der Überlegung und der Frage: Wie kommen wir hin zu einer gemeinsamen, besseren Gesellschaft?

Was wären denn Ihrer Meinung nach bessere Vorgehensweisen?

Schiffauer: Hier würde ich Ihnen gerne eines der Projekte nennen, bei denen ich als Wissenschaftler beteiligt bin: »So schaffen wir das – Eine Zivilgesellschaft im Aufbruch«. Dieses wird mit dem Rat für Migration in Kooperation mit dem Lehrstuhl »Vergleichende Kultur- und Sozialanthropologie« an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) durchgeführt und vom Kanzleramt finanziert. In diesem Projekt sehen wir uns ca. 100 von den etwa geschätzt 15.000 Projekten an, die seit dem August letzten Jahres entweder neu entstanden sind oder an frühere Projekte anknüpfen, um eine Antwort auf die Herausforderungen zu geben, die mit der Ankunft der Geflüchteten in Deutschland entstanden sind. Ein Großteil davon ist in der ersten Phase einfach als Antwort auf die drängenden Probleme der Ankunft der Geflüchteten entstanden, wie: »Was macht man, wenn nachts die Flüchtlingsbusse kommen?« Oder auch einfach: »Wie hilft man?«

Sehr spannende Projekte sind jedoch vor allem danach als proaktive Antworten auf die sehr unterschiedlich gelagerten Probleme entstanden, die Geflüchtete in unserer Gesellschaft zu bewältigen haben. Hier ist es der Zivilgesellschaft gelungen, kreative und innovative Wege zu finden; sei es beim Vermitteln in den Arbeitsmarkt, bei der Beschulung der Kinder, der Traumabewältigung, der Rechtsbera-

tung, der Selbstartikulation in Form von Theatergruppen oder Medien, der Integration in Fußballvereine oder Freiwillige Feuerwehren als klassisches Ehrenamt und vielem mehr. Diese Projekte knüpfen alle an die Kompetenzen an, die die Geflüchteten entwickelt haben. Es sind dabei in einer bemerkenswerten Weise die Städte, die Stadtgesellschaften oder die Stadtviertel, die sich selbst organisiert und neu aufgestellt haben, um anschließend ein neues Miteinander auszuloten.

Fällt Ihnen hierzu ein besonders gelungenes Beispiel ein?

Schiffauer: Ja, in Nürnberg ist es gelungen, über die geschickte Organisation des Ehrenamtes, die »Urban Pride«, Stolz auf die Stadt zu entwickeln und islamische Gemeinden als Chancen anzusehen. »Wir haben ja Glück in Nürnberg«, sagte der Referent zu unserem Mitarbeiter, der ihn interviewt hat, »wir haben ja so viele islamische Gemeinden«. Somit hatte die Stadt nach Ansicht dieses Referenten ein soziales Kapital, das auf einmal zum Tragen kommen konnte: Nicht nur hinsichtlich von Sprachkompetenz und Kulturkompetenz, sondern auch an Bereitschaft zum Engagement. Ebenso die Möglichkeit, Sachen zu schaffen, die aufgrund kultureller Sensibilität manchmal für die Mehrheitsgesellschaft gar nicht zu tragen sind, etwa ein Gefühl von Heimat zu vermitteln. Die Stadtverwaltung in Nürnberg ist hier besonders initiativ gewesen und hat

es geschafft, dass, etwa wenn die Busse mit den Geflüchteten ankamen, es per Telefonkette so zu organisieren, nachts um 2.00 Uhr Menschen da waren und geholfen haben. Hier kommt es auf einmal zu einem neuen Miteinander – und wir wissen alle, dass die Präsenz islamischer Gemeinden selten in dieser Gesellschaft als Chance gesehen wird, sondern eher immer als Problem thematisiert wird.

Was ist dabei der grundsätzlich andere Gedanke als bei Hilfsprojekten?

Schiffauer: In vielen Projekten gab es ein bemerkenswertes Unbehagen gegenüber der Vorstellung »Wir helfen den MigrantInnen«. Hier wird eine berechtigte Skepsis gegenüber dem Hilfedanken deutlich, steht dieser doch für eine Opposition von Helfenden und Geholfenen, was mit einer potenziellen Würdelosigkeit des Status des Geholfenen einhergeht. Dieses reproduziert wiederum Hierarchien, auch wenn dieses in bester Absicht geschieht. Diese Projekte leben – im Gegensatz zu Hilfsprojekten – von dem Bewusstsein, neue Wege zu gehen und die Geflüchteten zu unterstützen, von sich aus Barrieren zu überwinden, ohne dass ihnen dabei im klassischen Sinne »geholfen« werden muss. Oft geht dies mit einer ganz neuen Form von Ehrenamt, fast schon einer Neuerfindung desselben einher. Es sind dann eben nicht mehr wie früher der Fußballtrainer oder der Aktive in der Freiwilligen Feuerwehr, sondern viele Studierende oder politisch Engagierte aktiv geworden. In diesen genannten 15.000 Projekten sind insgesamt geschätzte 800.000 Menschen sehr aktiv.

Diese Sichtweise ist so ganz anders als der mediale Diskurs.

Schiffauer: Ja! Denn diese Perspektive zeigt eine Alternative zum klassischen Angstdiskurs auf, indem sie proaktiv beweist: »Hier kann man was machen«, »das und das kann man machen«, und die damit auch eine Antwort ist auf das Lähmende, auf diese ganze Rhetorik

von »Fluten«, »Massen« usw., die über uns angeblich hereinbrechen. Was wir seit dem November des letzten Jahres erleben, ist, dass die Politik – und zum Teil auch die Medienöffentlichkeit, vor allem die Zeitungen – in einer Weise eine Realität gesetzt haben, die so nicht gilt. Was sich durchgesetzt hat, war der »Body Count« als Maßstab des Politischen. Erfolgreiche Flüchtlingspolitik zeichnet sich heute dadurch aus, dass weniger Geflüchtete über die Grenzen kommen und mehr von ihnen abgeschoben werden. Das bedeutet implizit: »Jeder, der geflüchtet ist und hier ist, ist ein potenzielles Problem.« Und: »Jeder, der weggommt, ist eine Erleichterung, eine Lösung des Problems.«

»Flüchtlinge sind nur Anlass – es geht um uns und nicht um sie«

Man übersieht aber dabei etwas, was Merkel im letzten Jahr auch immer gesagt hat und was in den Medien kaum angekommen ist: Das ist die neue Normalität. Und es ist nicht anzunehmen, dass die Blasen, die sich in der Türkei, im Libanon, in Griechenland, in Italien zurzeit aufbauen, nicht irgendwann wieder platzen werden. Der »Body Count« als politische Rhetorik ist dieser möglichen Entwicklung hilflos ausgeliefert und liefert den Falschen die Argumente in die Hand, wenn es tatsächlich so kommt. Die Alternative hätte darin bestanden, dass die Zivilgesellschaft sich neu aufstellt und wir gemeinsam Antworten auf die Probleme finden. Und wir suchen diese Lösungen nicht nur für die Flüchtlinge, sondern in erster Linie für uns, weil wir damit eine bessere Gesellschaft werden. Die Flüchtlinge sind nur Anlass – es geht um uns und nicht um sie.

Welche Probleme bringt die Fokussierung auf den Opferstatus von Geflüchteten mit sich?

Schiffauer: Ein Aspekt ist, dass die Fokussierung auf Leid manchmal in-

flationär wirken kann und sich auch schnell abnutzen kann. Zudem hat der Opferstatus, der implizit gesetzt wird, immer auch etwas Verletzendes. So ist es kein Zufall, dass SchülerInnen, etwa in Brennpunkten wie Berlin-Neukölln, »Opfer« als Schimpfwort verstehen und benutzen. Und »Du Opfer!« bedeutet letztendlich das Akzeptieren der Subjektposition, dankbar sein zu müssen, als Leidender nachgiebig still sein zu müssen, also insgesamt eine bestimmte Rolle spielen zu müssen. Viele Betroffene wollen nicht auf diesen Status reduziert werden. Kann man die Opfererfahrung als solche thematisieren? Ich habe den Eindruck, dass man in Projekten, in denen Geflüchteten selbst eine Stimme gegeben wird, etwa in einem Theaterprojekt, das erfahrene Leid durchaus präsent ist, gleichzeitig aber auch etwas anderes signalisiert wird. Nämlich: Man kann mit dem erfahrenen Schrecken umgehen, es gibt Wege, das zu bewältigen, und es gibt auch etwas Optimistisches dabei. Solche Projekte machen Mut und laden zum Mitmachen ein. Sie können zeigen, wie über das Miteinander ein Verhältnis zueinander gefunden werden kann. Was ich insgesamt so spannend an Projekten wie diesen finde, ist, dass man hier zwar eine Darstellung der Fluchtsituation hat, aber gleichzeitig eine »Veränderung« vermeidet, also den anderen nicht positioniert als »den Anderen«, den man bearbeiten oder dem man helfen muss. Und dass sie vor allem eine Frage einbringen, die ich für ganz zentral halte: Was wollen wir denn eigentlich für eine Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland haben? ■

** Werner Schiffauer, Prof. Dr., ist Inhaber des Lehrstuhls für Vergleichende Kultur- und Sozialanthropologie an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder).*

